

JASPER FABIAN WENZEL

DEUTSCHLAND DRAUSSEN

Das Leben des
Dr. Amin Ballouz,
Landarzt



dtv
DIGITAL

auch der Cognac. Ich hab genippt, ich war ein stiller Trinker. Erst die Regelmäßigkeit hat mich kaputt gemacht.«

Der Patient schaut an sich herunter.

»Im Suff war ich bekloppt. Vor zwei Jahren hab ich aufgehört. Es ging mir miserabel, alles juckte und schuppte. In solchen Zeiten wird man ganz verdrießlich. Die Haut ist glücklicherweise schon besser geworden. Jetzt fehlt mir nüscht. Außer ein paar Muskeln vielleicht, durch die Wassertabletten haben die sehr abgebaut, und ich hab ja doch gern Sport gemacht.«

»Sie können gern noch Liegestütze machen, wenn wir hier fertig sind.«

»Hahaha, der war gut, Herr Doktor.«

»Bisschen Spaß muss sein«, sagt Ballouz.

»Wir haben ja sonst nichts zu lachen«, sagt

der Patient.

Ballouz scheint zu wissen, wie er die Leute bei Laune hält, scheint jedem alles locker beibringen zu können, wobei er sich wohlgelaunt und völlig selbstverständlich mitverschenkt – die meisten seiner Patienten sind schon hier gewesen, er weiß etwas über sie, es gibt Anknüpfungspunkte aus vergangenen Gesprächen. Einige sind Freunde geworden, sagt er, denn er kam allein nach Schwedt, und am Anfang hatte er niemanden. Manchmal verliert Ballouz das Zeitgefühl, wenn jemand etwas erzählt, das ihn interessiert. Er ist anfällig für gute Geschichten, und es ist nicht leicht, das richtige Tempo zu finden, es warten ja so viele. Genauso muss er genau sein, genau diagnostizieren, konzentriert sein, und er muss

dabei manchem beibringen, was dieser gar nicht haben, wissen, wollen will.

Da ist der junge Feuerwehrmann, der ihn seit Tagen beschäftigt, der einen Hirntumor hat. Mitte vierzig erst. Die Metastasen haben gestreut, es schaut nicht gut aus, es schaut sogar ausgesprochen schlecht aus. Monate noch, vielleicht Wochen. Er kennt den Mann, dessen Frau, nennt auch ihn einen Freund. Die Frage ist, wie er ihnen die Diagnose mitteilen soll. Wie weit er sich einmischen und die Familie angemessen auf das wird vorbereiten können, was kommen kann, was ganz sicher kommen wird.

Hinter einem Paravent wartet Herr Rebbert auf einem Rollhocker. Ballouz spricht von Psychoonkologie, von imaginativen Verfahren und ressourcenorientierter Intervention –

ostentativ eingesetzte Fachterminologie, andauerndes Murmeln des Doktors –, er ist gedanklich noch beim jungen Feuerwehrmann, und der Patient Rebbert lauscht den Worten und schweigt.

»Das Sterben zu begleiten ist für mich eine besondere kulturelle Auseinandersetzung«, sagt Ballouz. »Im Libanon kenne ich keine Atheisten. Da ist alles geregelt. Wenn die Pflanze im Herbst ist, kann ich gießen, so viel ich will, die Blätter werden gelb und fallen ab. Hier fangen viele an, gegen Ende in die Kirche zu gehen, hoffen auf Wunder. Man muss den Angehörigen die Wahrheit sagen. Schwieriges Thema. Jedenfalls bin ich dankbar, dass der Tod hier nicht politisch ist. Dass die Menschen nicht sterben müssen, weil irgendwo ein Befehl darüber erteilt wurde.«

Der Fall Rebbert ist Routine, Blutentnahme, ein frisches Rezept und bis zum nächsten Mal. Im Nebenzimmer, dem anliegenden Behandlungsraum, verpflostert die Auszubildende Annika die Hand eines anderen Patienten neu.

»Annika, wo sind Sie?«

»Hier, ich mache die Hand von Herrn Kröner.«

Ballouz wirft ihr einige Kommandos hin.

»Vergessen Sie die Urinproben nicht«, sagt er, unruhiger Doktor, zehn Patienten sind übrig, muss schnell gehen jetzt, Ballouz hat noch Hausbesuche. Die beiden Arzthelferinnen kommen kaum hinterher, die andere, die nicht Annika heißt, hat heute ihren zweiten Arbeitstag, die Telefonmelodie ertönt, ein Patient, der schon zwei Stunden wartet,